

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 61=81 (1915)

Heft: 42

Artikel: Weiteres zum Kapitel vom Hochschuss und den moralischen Werten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-32033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jetzt keine Muße, krank zu sein. Und Kommando-wechsel sind nie weniger angezeigt, als wenn Operationen in Vorbereitung sind, die vielleicht eine Umgestaltung der ganzen Kriegslage zur Folge haben können.

Diese Operationen sind von Hindenburg und seinem Generalstabschef in der an ihnen gewohnten Ruhe und Stille vorbereitet worden. Die Vorbereitungen bestanden in der Ausdehnung der Kriegshandlungen auf das Gebiet zwischen der Ostsee und dem Niemen, dem Vormarsch an die Windau und die Dubissa, der Besitznahme von Libau, der Fesselung russischer Kräfte im Niemen-, Bobr- und Narewabschnitt, dem Heranführen von Verstärkungen und ihrem Bereitstellen, sodaß gemeinsam mit den zwischen Bug und Weichsel und rittlings dieser entwickelten deutsch-österreichischen Heeresgruppen aus zwei Fronten gegen die Russen operiert werden konnte. Man kann daher das, was sich in den letzten Zeiten zwischen Ostsee, Weichsel und Bug ereignet hat, streng genommen nicht kurzerhand als die Offensive Hindenburgs bezeichnen, sondern es ist die Kooperation der Hindenburg und Mackensen unterstellten deutschen und österreichischen Armeen. Diese Kooperation ermöglichte ein gleichzeitiges Anpacken der russischen Front an ihren empfindlichsten Stellen und gestattete bei günstigem Verlauf ein Einschwenken gegen andere Abschnitte, ihre Flankierung und Rückenbedrohung und das Unterbinden und Durchschneiden der rückwärtigen Verbindungen und natürlichen Rückzugslinien. Sie setzte sich zusammen aus einer Reihe von Teilhandlungen der verschiedenen Heeresgruppen, die sich gegenseitig unterstützten, ergänzten und ineinandergriffen.

Die linke Flügelgruppe der Hindenburg unterstellten Streitkräfte, die Armee von Below, überschritt in der Gegend von Kurschany die Windau und drängte die Russen in der Richtung auf Mitau zurück. Im Niemenabschnitt wurden die noch westlich des Flusses stehenden russischen Truppen vorläufig festgehalten und in ihren Stellungen bedroht. Am Bobr schaffte die Blockade von Ossowiez ein Gleiches. Im Narewabschnitt entriß das gleichzeitige Vorgehen der Armeen von Scholz und Gallwitz dem Gegner seine Stellungen beidseits der Pissa, des Omulew und Orzyz, brachte das seit Februar von den Russen gehaltene Prasnysch in eigene Hände und zwang den Feind zum Zurückweichen in die Brückenköpfe und Festungen am Fluß und hinter diesen. Zwischen Bug und Weichsel gelang es den Armeen von Mackensen bei Krasnostaw am Wieprz und an anderen Punkten in die russischen Stellungen einzudringen, und bei Sokal den Bug zu überschreiten. Die Heeresgruppe Woyrsch drängte die Russen mehr und mehr in der Richtung gegen Iwangorod zurück, sodaß sie bis zur Ilzanka, rund 40 Kilometer südlich der genannten Festung abbauten. Je nach Chance erlaubten die verschiedenen Operationsrichtungen noch weitere Bedrohungen. Die Gruppe von Below konnte gegen den Niemen einschwenken. Die gegen den Narew tätigen Armeen vermochten nach Forcierung des Flusses sich gegen Warschau-Sierok oder gegen den Niemen zu wenden. Die Heeresgruppen Erzherzog Joseph Ferdinand und v. d. Marwitz bedrohten unmittelbar die Rückzugslinien von Iwangorod, Warschau-Neu-Georgiewsk-Sierok und der Narewschanke. Auf

diese Weise wirkten die gesamten Operationen zusammen um das, was an russischen Kräften zwischen der oberen und unteren Weichsel stand, gewissermaßen in die Zange zu nehmen. Sie entlasteten von einem unmittelbaren Angriff auf die stark ausgebaute Bzura- und Rawkastellung, und bedrohten auch die Niemen-, bezw. die Narew- und Bobrfront mit einer Einkreisung. Alle jene Operationsziele, die schon bei der Behandlung der Operationen zwischen Bug und Weichsel genannt worden sind, wurden durch diese Kooperation in greifbare Nähe gerückt.

Gelang es den Russen nicht, sich den deutsch-österreichischen Operationen irgendwo vorzulegen, sodaß sie in ihrem Zusammenhang gestört wurden, so blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als baldigste Räumung des gesamten Gebietes westlich der Fluß- und Stromlinie Niemen-Bohr-Narew-Weichsel. Mit diesem Vorlegen hatte es aber seine Haken. Bereits standen deutsche Vortruppen unmittelbar vor Ostrolenka und Neu-Georgiewsk und zwischen der oberen Weichsel und der Pilitza hatte russischerseits die Ilzankastellung nicht gehalten werden können. Auch Radom war besetzt worden, sodaß man hier ebenfalls bis auf zwei Tagesmärsche an Iwangorod heran war. Freilich ist mit einem Zurückweichen der russischen Heere hinter die genannte Linie Rußland noch nicht aus dem Felde geschlagen. Sein unermeßliches Hinterland erlaubt ihm noch manchmal den Bezug von Aufnahmestellungen, ein abermaliges Aufhalten und Nachsichziehen des Gegners. Vielleicht wiederholt sich dann das ähnliche Spiel, das mit Karl XII und Napoleon gespielt worden ist. -t.

Weiteres zum Kapitel vom Hochschuß und den moralischen Werten.

In einem Aufsatz „Der Hochschuß“ suchte ich den Nachweis zu erbringen, daß dieses Grundübel moralischer Natur nur durch eine tiefgehende Schießausbildung wirksam und erfolgsicher bekämpft werden könne und zitierte zu diesem Behufe verschiedene Autoritäten und Militärschriftsteller von Ruf. Seither ist mir noch mehr Material zugeflossen, das ich teilweise in anderem Zusammenhang zwar schon verwertet habe, das aber hier wiederum zu benutzen nicht uninteressant sein dürfte.

Man hat vor Ausbruch des großen Krieges viel gehört und gelesen von der Neurasthenie, der „Kulturkrankheit der Gegenwart“, von der „fin de siècle-Krankheit par excellence“, und Prof. Dr. Dubois von der Universität Bern hat sie in seinem geistreichen Buch „Selbsterziehung“ definiert als einen Zustand und nicht etwa eine Krankheit, die uns befällt wie der Rheumatismus oder die Tuberkulose; sie ist vielmehr, meint er, die seelische Schwäche, die wir Menschen unseren angeborenen und ererbten Mängeln, unserer falsch geleiteten Erziehung und den schädlichen Einflüssen verdanken, die während unserer ganzen geistigen und körperlichen Entwicklung auf uns einwirken. Sie ist keine Schwäche der Nerven, sie ist in erster Linie eine geistige Schwäche . . . Entmutigung, im Gegensatz zur Tapferkeit, ist unter allen Umständen eine schlimme Sache. Sie erschwert alle Lebenslagen. Entmutigung ist ein giftiges Getränk, und schon der erste

Schluck davon schmeckt bitter — zwei triftige Gründe, um nicht daran zu rühren!

Die Vorstellung, daß Mutlosigkeit ein Gift sei, muß in dem Spiel unseres Verstandes die Rolle einer die Richtung bestimmenden Billardbande sein. . . . Es genügt nicht, gegen die Mutlosigkeit anzukämpfen. Wir müssen jenen Mut erlangen, den just die Schwierigkeiten entfachen. Wie ein edles Rassenpferd müssen wir mit umso mehr Feuer das Hindernis zu nehmen suchen je höher es ist. Leicht ist es keineswegs, stets diese unerschütterliche Tapferkeit zu bewahren. Sie entsteht oft geradezu aus einem Uebermaß von Entmutigung. Wie ein von Natur furchtsames Tier, das sich von allen Seiten in die Enge getrieben sieht, machen wir kehrt und bieten den Schwierigkeiten die Stirn. . . . Unentwegt und ohne müde zu werden müssen wir deswegen an der Erziehung unserer Soldaten zu pflichtgetreuen und tapferen Männern arbeiten, die auch in der Todesgefahr des Schlachtfeldes nicht versagen. Und sollte es doch einmal zum gefährlichen „psychologischen Augenblick“ kommen, wo der Geist willig, das Fleisch jedoch schwach ist, so möge uns der Himmel Führer bescheeren, die die Lage zu retten vermögen, Vorgesetzte, die, im Sinne von Ziffer 16 des „Exerzierreglements für die Infanterie“, im Frieden wie im Kriege von maßgebendem Einfluß auf das Verhalten der Untergebenen sind, die sich Ansehen und Zutrauen zu verschaffen wissen durch ihr festes, ruhiges und sicheres Auftreten, durch tatkräftiges Wesen und unablässige Fürsorge für das Wohl der Truppe. Sie sollen nie vergessen, daß ihre Haltung und ihr Beispiel vorbildlich wirken.

Eine Illustration zu der zuletzt genannten Behauptung findet sich in den Erinnerungen des Generals Weretschtschagin aus der Zeit, da er bei dem furchtlosen und tollkühnen Skobelev, dem Jüngern, bei Lotscha Adjutant war: Weretschtschagin! ruft der General, sehen Sie dort die kleine weiße Holzhütte in der Nähe der Geschütze? Sorgen Sie für deren unverzüglichen Abbruch, denn sie erleichtert dem Feinde das Zielen. . . . Ich steige schnell vom Pferd und mache mich auf den Weg. Je näher ich unseren Geschützen komme, desto häufiger schlagen die Granaten um mich her ein. Dort fliegt eine, näher, näher, man hört ihr Sausen deutlich. Mein Herz ist nahe daran stille zu stehen und es ergreift mich ein ungestümes Verlangen, mich hinzusetzen oder niederzulegen, um auf solche Weise dem Getroffenwerden zu entgehen. Gleichzeitig aber geht es mir durch den Sinn: ei, wenn der General es sieht, was wird er sagen? Er wird mich für einen Hasenfuß halten! Und auch die Kameraden, die alle furchtlos zu Pferde sitzen, beobachten sicher jeden meiner Schritte und geben acht, ob ich mich bücke. — Da kriecht schon wieder ein solch widerwärtiges Geschoß nur wenige Schritte von mir. Ich bleibe unwillkürlich stehen, kneife die Augen zu und denke, mein letztes Stündlein hat geschlagen. Sch-sch, sch-sch, schwirrt mir ein Sprengstück um die Ohren, wie ein großer junger Vogel, der sich aus einem in unserer nächster Nähe befindlichen Neste aufschwingt. Lauf zu! lauf zu!, raunt mir die Furcht ein. Nein, nein, tue es nicht, du wirst gesehen!, warnt gleichzeitig eine andere Stimme. Dabei fühle ich in den Beinen eine Schwäche, die mich über jedes Hindernis stolpern läßt. Alle meine Kräfte zusammennehmend, um mich aufrecht zu erhalten und mich ja nicht zu bücken, gehe ich in

demselben Tempo bis zur Infanteriebedeckung, von wo aus man die Geschütze deutlich bei der Arbeit sehen kann. . . .

Beim zweiten Sturme auf Plewna konzentrierte sich das Feuer auf den Hügel, auf dem Skobelev sich mit seinem Stab aufhielt, da die Türken die glänzende Gruppe offenbar erkannt hatten. Das ganze Gelände füllte sich immer stärker mit Pulverdampf. Der Anblick war so interessant und großartig, daß ich mich nicht hätte von ihm trennen können, wären nicht die verdammten Kugeln wie Hummeln herangeflogen. Auch Granaten krepitierten häufig in unserer Nähe. Ich fühle immer mehr, daß meine Seele Furcht beschleicht. Verstohlen blicke ich nach Skobelev. Was der wohl für ein Gesicht macht? Aber keine Spur von einer Erregung! Der General reckt den Hals aus, hält den Feldstecher an die Augen gedrückt und scheint in dieser Haltung wie versteinert. . . . O, o, o Brüder!, hört man plötzlich von hinten her stöhnen. Ich wende mich um und sehe bei den Kosaken der Begleitung herrscht ein wirres Durcheinander. Einzelne Leute sind von den Pferden gesprungen und machen sich um einen stark blutenden Kameraden zu schaffen. Der General blickt nur einen Augenblick hin und ruft ärgerlich: Weiter auseinander reiten!, worauf er seine Augen wiederum in sein Glas versenkt. Ist der Mann denn wirklich von Stein oder gefeit, daß er sich vor gar nichts fürchtet?, geht es mir durch den Kopf und ich beginne ärgerlich auf mich zu werden.

Die Furcht ist also ein Hauptförderer des Hochschusses, weil sie den Menschen völlig unzurechnungsfähig macht. Sie müssen wir durch die Erziehung des Mannes zum Selbstvertrauen und Zutrauen zu seiner Waffe und seiner Schießfertigkeit nach Kräften bekämpfen. Bei Beginn des Feuers, erzählt der bayerische Oberleutnant Rohe aus Ostasien im „Militärwochenblatt“ 1910, verlor ein Schütze noch bevor Verluste eintraten durch das unheimliche ungewohnte Pfeifen der Geschosse und deren Einschlagen am Boden Ruhe und Besonnenheit und schoß blindlings, ohne zu zielen, aus voller Deckung mehrere Schüsse rasch hinter einander in die Luft. Eine sofortige scharfe Zurechtweisung brachte den sonst guten und tüchtigen Soldaten wieder zur Besinnung. Seine weitere sachgemäße und ruhige Schießtätigkeit bewies, daß er nur im Banne des ersten Schreckens sich vergessen hatte und daß das einmal geweckte Gefühl der Pflicht das Angstgefühl in ihm zu bannen vermochte.

Wenn vorhin behauptet worden ist, daß das Vorbild des Vorgesetzten den wesentlichen Faktor für den Erfolg darstelle, so ist damit gar nicht gesagt, daß dieser Vorgesetzte unbedingt Offizier oder Unteroffizier sein müsse: jeder unerschrockene Soldat kann in gefährlichen Augenblicken seiner Kameraden Vorgesetzter werden, wenn er die Zügel der Führung ergreift, da die gesetzlichen Vorgesetzten fehlen, außer Gefecht gesetzt oder anderswo tätig sind. Man braucht nur die Regimentsgeschichten stehender Heere zu lesen, so findet man fast auf jeder Seite Beispiele genug, die uns das beweisen. Was überhaupt ein einziges beherztes Wort zu wirken vermag, ist unglücklich. So wurden bei Floing (Sedan) hessische Kompagnien zersprengt und zurückgeworfen, aus allen Häusern beschossen und bedrängt. An einer Querstraße wehrte sich der Rest der Schützenzüge unter Leutnant Stammford

kraftvoll. Hier kamen die Zurückflutenden zum Stehen. „Wer unverwundet den Platz verläßt, vors Kriegsgericht!“ rief der entschlossene Leutnant den Zaudernden zu. Das schlug ein, alles faßte Mut und das Gefecht ging weiter.

Im Jahre 1903 erschien unter dem Banne der damaligen Kämpfe eine feindurchdachte Studie des Generals *Reisner von Lichtenstern* unter dem Titel: „*Taktische Probleme*“, über deren lehrreichen Inhalt ich hier bereits eingehend referiert habe, weshalb ich mich heute kurz fassen kann. Der General verfiel darin den Satz, daß der Krieg von heute, sofern er nicht Rassenkrieg sei — ob es überhaupt Rassenkriege gebe, wird gegenwärtig allerdings lebhaft angezweifelt — kein Vernichtungskrieg sein könne, sondern daß es sich ausschließlich um moralische Werte handle, eine Tatsache, die sich darin äußere, daß die Verwundeten sorgfältig gepflegt, statt wie früher abgeschlachtet würden. Es handle sich für den Sieger lediglich darum, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen, ihn unfähig zu machen, über sich selber zu verfügen. Sieger wird heute, wer den Willen seines willensschwächeren Gegners beugt, ihn geradezu bricht. Beim Ringen um die Anerkennung des stärkeren Willens lastet das Gefühl und die Ueberzeugung der Minderwertigkeit auf den Herzen wie ein Alp und lähmt die Energie des Unterliegenden von Anfang an derart, daß der Sieg bereits erfochten ist, bevor der erste Schuß fällt. Lichtenstern führt zum Beweis dafür das Verhalten der französischen Artillerie gegenüber der deutschen (1870) an, deren starke Ueberlegenheit sie vom ersten Zusammenstoß hinweg erkannt habe. Ob dieses Beispiel gerade glücklich gewählt ist, möchte ich hier nicht näher untersuchen. Dagegen sei im folgenden gezeigt, mit welcher Todesverachtung eine gut ausgebildete Truppe vorgehen vermag, wenn sie entsprechend geführt wird und sich nicht von „Voreingenommenheiten“ beeinflussen läßt, selbst wenn sie erkennt, daß die letzteren auf Realität beruhen. Als Voreingenommenheit betrachtete man in Oesterreich 1866 die Ueberlegenheit des Hinterladers gegenüber dem gezogenen Vorderlader: im Feuer des ersten sind die Anstürme der tapferen Schwarzgelben ausnahmslos zusammengebrochen. So verlor das erste Korps bei Chlum und Rosberitz in etwa 20 Minuten von 20,000 Mann 6370. Und warum das? Ein prachtvolles Buch, das gegenwärtig eine geradezu ideale Lektüre für jeden Soldaten bildet, nicht nur, weil es über die Entwicklung der österreich-ungarischen Armee Aufschluß gibt, sondern weil jeder Leser auch für unsere schweizerischen Verhältnisse ungemein viel daraus lernen kann, gibt uns Antwort auf die Frage. Ich meine: „*46 Jahre im österreich-ungarischen Heere von Anton Freiherr von Molli-nary, k. u. k. Feldzeugmeister*“ 2 Bände (Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Fr. 20.—). Auf S. 147/48 (II. Band) steht zu lesen: Von der Höhe links von Schweinschädl aus, wo unsere Geschützreserve im Feuer stand, sah ich das Regiment Nr. 37 nach dem Verlassen des Ortes in die reglementarische Formation — zwei Bataillone im Vordertreffen in Divisionskolonnen (die Division zu zwei Kompagnien gerechnet) auf gleicher Höhe, ein Bataillon als Bataillonsmasse im zweiten Treffen — übergehen und auf freiem, einerseits durch die erwähnte Höhe, andererseits durch die Chaussee begrenztem Felde geordnet und gerichtet abmarschieren wie beim

musterhaftesten der Friedensmanöver. . . . So waren unsere braven Truppen alle bevor die große Katastrophe von Königgrätz sie demoralisierte. Deckung zu nehmen, galt für eine Schande; aufrecht stehend ließ man sich reihenweise niederschließen als Opfer der militärischen Ehrbegriffe, die damals in der Armee herrschten und dem Hinterlader gegenüber nicht mehr am Platze waren. Auch jenes tapfere Regiment mußte seine bezüglichen Erfahrungen teuer bezahlen. Die preußische Infanterie, die ihm durch den Ort gefolgt war, formierte sich vor demselben gleich in Linie und eröffnete ein Schnellfeuer, das in den abziehenden Massen furchtbare Verheerungen anrichtete. Von den ungefähr 2500 Streitbaren, mit denen das 37. Regiment den Kampf in und bei Schweinschädl begonnen, standen 29 Offiziere und 1114 Mann auf der Verlustliste des Tages!

Lichtenstern fährt dann weiter: Eine Truppe geht vor. Geschosse schlagen ein. Die Truppe stutzt und kommt ins Wanken. Warum gibt sie ihr Vorhaben auf? Wodurch wurde ihr Wille gebeugt? Etwa durch die erlittenen Verluste? Nein. Die Treffer schädigten andere, die Zurückweichenden gingen heil hervor. Aber die tödlichen Geschosse riefen in ihnen, mehr oder weniger klar bewußt, die Vorstellung wach, daß alsbald auch ihre Stunde geschlagen haben werde. Aus den empfangenen Eindrücken gewannen sie die Ueberzeugung von der drohenden Nähe ihrer materiellen Vernichtung — es handelt sich also um rein moralische Faktoren.

Aus der gleichen Ursache wächst der Hochschuß heraus: auf der einen Seite das Drohen des Unterganges, auf der andern das Streben, ihm durch Feuer entgegenzuarbeiten. Das heutige Schlachtfeld kennt keinen Pulverdampf mehr, es ist unheimlich leer, nichts zeichnet die Stellungen des Gegners gegen die die Reihen vorgehen. Wo steht der Todsender? Der Kämpfer sieht nichts von ihm. Gegen ein Nichts also, das ihm mit dem Verderben droht, soll er vorlaufen. Da steht auch das tapferste Herz für Augenblicke und krampfhaftige Aufregung bannt die Gemüter. Der Wille wird gelähmt. Die Willenslähmung pflanzt sich über ganze Regimenter fort: die Massensuggestion beginnt sich geltend zu machen. Das zwecksichere Wollen wird erstickt, kein einziger Schütze zielt mehr. Der psychologische Augenblick ist da. Er führt entweder zur unheilvollen Panik oder zum todesverachtenden Vorstürmen. Jetzt wirkt das Beispiel des beherzten Führers wahre Wunder. Auch ein derber Fluch oder schlechter Soldatenwitz hat oft schon treffliche Dienste geleistet. Bekannt ist der Witz eines bayerischen Gefreiten, der im Langensulzbacher Wald bei Wörth die Lage gerettet hat. Als die Bayern, von verschiedenen Seiten beschossen, anfangen unruhig zu werden und das Drückebergertum zu triumphieren drohte, rief er: Aber Kameraden, fürchtet ihr euch wirklich vor den kleinen blauen Dampfnudeln? Der Witz pflanzte sich von Mund zu Mund fort, alles lachte und faßte neuen Mut — die Schützen drangen wieder vor.

Wenn wir also dem Feinde unseren Willen aufzwingen, wenn wir seinen eigenen Willen brechen, ihn moralisch vernichten wollen, dann müssen wir uns eines Mittels seelischer Natur bedienen, d. h. ihm die Ueberzeugung von der drohenden Nähe seiner materiellen Vernichtung beibringen, und dieses eine und einzige Mittel ist: die gute Feuer-

Wirkung, das Erzielen von Treffern. Dazu aber bedarf es einer in allen Fällen ausreichenden Schießausbildung und einer straffen Feuerzucht, also kurzweg einer guten militärischen Feuererziehung und einer gründlichen soldatischen Erziehung überhaupt.

(Schluß folgt.)

Das Gefecht bei Lundby am 3. Juli 1864.

Von Emil Rothpletz.

Das Gefecht bei Lundby gehört zu den bemerkenswertesten Waffenaktionen des deutsch-dänischen Krieges von 1864. Es sei deshalb diesem Treffen, das sich unlängst zum fünfzigsten Male jährte, ein kurzes Erinnerungswort gewidmet.

In der ersten Phase des Feldzuges, den Preußen und Oesterreich zur Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche gegen Dänemark führten, hatten die Oesterreicher den Süden und die Preußen den Norden der Halbinsel Jütland bis zum Lim Fjord besetzt. Nach Ablauf einer Waffenruhe beschlossen die Verbündeten, diesen Meeresarm zu überschreiten, um auch den jenseits gelegenen Teil der Provinz und damit ganz Jütland dem Gegner zu entreißen.

Bevor jedoch der Uebergang bewerkstelligt wurde, detachierte man preußischerseits am 1. Juli einige aus Infanterie und Reiterei bestehende Abteilungen zu Aufklärungszwecken gegen den Lim Fjord.

Eine jener Abteilungen, die in der Richtung Aalborg (Stadt und Hafen am Südufer des Lim Fjords), von der jütländischen Stadt Hobro aus, aufbrachen, ließ 124 Mann Infanterie als Reserve in der Ortschaft Lundby (südöstlich von Aalborg) zurück.

In der Morgenfrühe des 3. Juli sah sich diese Besatzung vom Feinde angegriffen.

Die Dänen hatten von den preußischen Aufklärungs-Abteilungen Kunde erhalten und den Plan gefaßt, sie zu überfallen. In der Stärke von etwa zwei Kompagnien Infanterie und sechzehn Reitern setzten sie über den Lim Fjord und gingen von Aalborg aus auf die Suche nach dem Feinde, den sie bei Lundby fanden.

Die Preußen ließen die in Kolonnenformation vorgehenden Dänen bis auf 200 m herankommen und eröffneten dann auf sie ein solch mörderisches Schnellfeuer, daß die Dänen nur noch etwa 80 m vorwärts zu rücken vermochten. Dann flohen sie mit einem Verlust von 100 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, während die Preußen nur drei Verwundete aufwiesen. Das ganze Gefecht hatte ungefähr 20 Minuten gedauert.¹⁾

Das Gefecht bei Lundby ist deshalb bedeutungsvoll, weil es das einzige Treffen im Kriege von 1864 war, in dem das preußische Zündnadelgewehr (Hinterlader-System) ausschließlich defensiv gebraucht wurde. Es bewies hier, daß es den Vorderlader, den damals nicht nur die Dänen, sondern auch die meisten andern Armeen führten, an Feuer-

geschwindigkeit und -Wirkung weit übertraf. Die unverhältnismäßig großen Verluste der Dänen in so kurzer Zeit hatten dies deutlich gezeigt.

Der Erfolg von Lundby trug dazu bei, daß nach und nach sämtliche Armeen mit dem Hinterlader ausgerüstet wurden. Manche Vorurteile waren dabei zu überwinden und gerade die Verbündeten Preußens im Kriege von 1864, die Oesterreicher, konnten sich lange nicht mit dem Gedanken befreunden — trotz Lundby! —, das neue System bei sich einzuführen. Zu ihrem Schaden!

Denn wie bei Lundby (3. Juli 1864) dem dänischen, so zeigte sich das preußische Zündnadelgewehr genau 2 Jahre später, bei Königgrätz (am 3. Juli 1866), dem österreichischen Vorderlader überlegen. Erst die hart an Vernichtung grenzende Niederlage öffnete den Oesterreichern die Augen: Sie verloren in dieser Entscheidungsschlacht rund 44,000 Mann, die Preußen rund 9000 Mann! Bei besserer Bewaffnung der österreichischen Truppen hätte der böhmische Feldzug für Habsburg zweifellos eine günstigere Wendung genommen. Welchen Einfluß dies aber auf die spätern Kriegereignisse und die politische Stellung der Völker zueinander gehabt hätte — wer vermöchte das zu sagen!

Die Bedeutung des Gefechtes von Lundby reicht bis in unsere Tage. Noch heute ruft es allen denjenigen, die sich einseitig und verblendet jedem Fortschritt in der Entwicklung des Wehrwesens verschließen, ein drohendes „caveant consules!“ zu.

Neue Felduniform!

:: Prompte tadellose Lieferung ::
 :: Stickereien in feinsten Ausführung ::
 :: : Anerkannt flottester Sitz : ::
 :: Salonsäbel wieder vorrätig ::

BERN A. KNOLL ZÜRICH

Bahnhofplatz vorm. Mohr & Speyer Löwenplatz

Offiziers-Armband-Uhren

enthält in reicher Auswahl unser neue Katalog. Verlangen Sie solchen gratis und franko. Besonders vortheilhaft No. 18500. Remontoir, Anker, 15 Rubis, garantiertes Werk mit Schweinsleder-Bracelet. Nickel Fr. 21.50. Kontroll. Silber Fr. 27.—. Mit Radium-Zahlen und -Zeigern Fr. 30.50 und Fr. 36.—.

E. Leicht-Mayer & Co., Luzern, Kurplatz No. 29.



**Ein stärkendes, rasch bereitetes
 Frühstücksgetränk
 von hohem Nährwert
 leichter Verdaulichkeit
 vorzüglichem Geschmack.**

Für Felddienst und Touristik sehr geeignet.
 Büchsen zu 1.75 und 3.25 in den Apotheken und Drogerien.
Dr. A. WANDER A.-G. :: BERN.

¹⁾ Nach dem deutschen Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg von 1864, II. Bd. S. 708. Ihm zufolge geben die Dänen einen Verlust von 97 Mann, darunter 20 Tote an. Nach Oberstleutnant E. Rothpletz, der den Feldzug von 1864 teilweise mitmachte, dauerte das Gefecht nur 5 Minuten, bei einem Verlust der Dänen von 106 Mann, der Preußen von 5 Toten und Verwundeten.